Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 473. | Donnerstag den 16. September 1897. | 91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 16. September.

Den Gegnern einer zeitgemäßen Entwickelung unserer **Marine**, die mit der Warnung vor „uferlosen Flottenplänen" Anhänger zu gewinnen hoffen, hat Prinz Heinrich von Preußen einen starken Strich durch die Rechnung gemacht mit der Rede, die er vorgestern in Wilhelmshaven bei der Taufe des Panzerschiffes „Kaiser Wilhelm II." gehalten hat. Der Prinz pflegt bei seinen seltenen Kundgebungen nicht zu improvisiren, am wenigsten bei feierlichen Gelegenheiten und bei Auslassungen, die das politische Gebiet streifen. Man darf daher mit Sicherheit annehmen, daß er seine vorgestrige Rede im Einvernehmen mit seinem kaiserlichen Bruder abgefaßt und gehalten hat. Um so bemerkenswerther ist, daß er erklärte: „Unübertroffen stark zu Lande, wehrhaft zur See, so möchte der deutsche Kaiser das deutsche Reich in Unabhängigkeit gefestigt dastehen sehen." Der Gegensatz zwischen den beiden Ausdrücken ist augenfällig. Durch ihn wird festgestellt, daß es des Kaisers Streben ist, Deutschland den Charakter der bedeutendsten Militairmacht Europas zu erhalten, daß er aber diesen Ehrgeiz nur in Bezug auf das Landheer hat und die Nothwendigkeit erkennt, sich mit einer wehrhaften Marine zu begnügen. Prinz Heinrich ist mit Leib und Seele Marineofficier und es ist zweifellos, daß ihm die Förderung der Marine ebenso am Herzen liegt, wie dem Kaiser. Seinen Worten ist daher zu entnehmen, daß auch ihm „uferlose Flottenpläne" und die von den Erfindern dieses Ausdrucks den „Flottenschwärmern" unterstellte Sehnsucht, die deutsche Marine der englischen gewachsen zu sehen, vollständig fernliegen. Durch seine Rede erhält auch die im heutigen Morgenblatte mitgetheilte Erklärung der „Marinepolit. Corr." über den nächstjährigen Etat besonderes Gewicht. Wenn es in ihr heißt, daß bei der Aufstellung dieses Etats die wirthschaftlichen Verhältnisse des Reiches besonders berücksichtigt werden würden, so steht das in voller Uebereinstimmung mit der Rede des Prinzen Heinrich und berechtigt zu der bestimmten Erwartung, daß die Forderungen für die Marine über das, was als nothwendig sich erweisen läßt, nicht hinausgehen werden.

Bei den **badischen Landtagswahlen**, deren weittragende Bedeutung im Leitartikel des heutigen Morgenblattes dargelegt ist, wird die Hauptentscheidung in Karlsruhe fallen, wo drei Abgeordnete neu zu wählen sind. Gelingt es, die nationalliberalen Bewerber zu verdrängen, so ist die nationalliberale Landtagsmehrheit wohl als beseitigt anzusehen, da kaum anzunehmen ist, daß die Nationalliberalen in den anderen Wahlkreisen, in denen Ersatzwahlen stattfinden müssen, den Gegnern drei Mandate abnehmen werden. Nun ist die Wiederwahl der nationalliberalen Abgeordneten in Karlsruhe durch ein Compromiß zwischen den Socialdemokraten und den Demokraten gefährdet, und wenn es nach dem Wunsche der ultramontanen Führer geht, so geben ihre Anhänger den Ausschlag gegen die Nationalliberalen. Wären nicht zwei Socialdemokraten und nur ein Demokrat, sondern drei Demokraten aufgestellt, so würden die ultramontanen Karlsruher Wähler keinen Augenblick zögern, ihre Stimmen den Demokraten zu geben; aber offen für zwei Socialdemokraten einzutreten, das geht denn doch gar manchem klerikalen Wähler gegen den Mann, besonders wenn er sich erinnert, daß vor noch nicht allzulanger Zeit, als in Karlsruhe in Gegenwart des Großherzogs von Baden der Grundstein zur Bernharduskirche gelegt wurde, der Weihbischof Dr. Knecht in einer zündenden Rede die gesammte Geistlichkeit gegen die Socialdemokratie aufrief. Die Erinnerung an diese Rede zu verwischen und alle Bedenken gegen eine offene Unterstützung der socialdemokratischen Candidaten zu beseitigen, ist nun das heiße Bestreben des Pfarrers und geistlichen Raths Wacker, des badischen Centrumsführers, dessen Organ, der „Bad. Beobachter", schon vor Wochen erklärte:

„Wir werden sagen: Socialisten zu wählen, ist uns unmöglich; aber einige Socialisten durch Nationalliberale fern zu halten, ist uns noch unmöglicher; das wäre Feigheit und Thorheit, ja geradezu politischer Selbstmord; denn zwei Socialisten mehr oder weniger in der Kammer werfen den Staat nicht um, wenn sie auch ihre Schnauzen loslassen; eine culturkämpferische nationalliberale Majorität aber verreißt das ganze Land und bekämpft uns bis aufs Messer."

Jetzt legt er in diesem Blatte selbst mit eigener Namensunterschrift wörtlich dar, daß die Socialdemokraten immerhin noch „bessere Freunde der katholischen Kirche" seien, als die Nationalliberalen, und dann klingt der Artikel aus: in Baden gebe es noch schlimmere Elemente, als die Socialdemokratie, und auf diese schlimmeren Elemente stütze sich die Regierung. Wenn das nicht ganz directe Aufforderung zur Unterstützung der socialdemokratischen Candidaten ist, so giebt es überhaupt keine. Und trotzdem wagt es der „Bad. Beob.", den Vorwurf, daß die katholischen Wähler in Karlsruhe zur Wahl von Socialdemokraten aufgefordert würden, für tendenziöse Lüge zu erklären! Brutalere Jesuiterei ist kaum denkbar. Aber eben deshalb ist die Hoffnung noch nicht ganz aufzugeben, daß die Bemühungen des Herrn Wacker erfolglos bleiben werden, denn im Großherzogthum Baden sind Katholicismus und Ultramontanismus weniger als anderwärts identisch, und mancher brave Katholik dürfte gerade durch die jesuitischen Manöver, mit denen ihm der socialdemokratische Wahlzettel in die Hand gepreßt werden soll, bewogen werden, sich mit Entrüstung von einer Führung abzuwenden, welche die Ziele ihrer Herrschsucht mit so verwerflichen Mitteln zu erreichen sucht. Jedenfalls zeigen diese Vorgänge auf das Klarste, welche Verblendung jene — glücklicherweise nicht zahlreichen — Kreise beherrscht, die in der „Köln. Ztg." einer Annäherung zwischen Nationalliberalen und Centrum das Wort reden. In Baden ist für solche Kreise und ihre Wortführer kein Boden mehr und anderwärts hoffentlich auch nicht. Und wenn die „Kreuzztg." und andere conservative Blätter, denen ein Zusammengehen mit dem Ultramontanismus lieber ist, als mit dem Nationalliberalismus, sich darüber wundern, daß Fürst Bismarck gelegentlich seinem Unmuthe über die Conservativen Ausdruck giebt, so mögen sie sich der Worte und Thaten des Ultramontanismus in Baden erinnern; es wird ihnen dann vielleicht klar werden, wodurch sie die Gunst des getreuen Eckart des deutschen Volkes am meisten verscherzt haben.

Die Anwesenheit des **Königs von Siam in Paris** hat zu einem Austausch von Erörterungen zwischen der französischen und der englischen Tagespresse geführt, zwischen deren Zeilen der beiderseitige Concurrenzneid ziemlich unverhüllt zu Tage tritt. England betrachtet den König Tschulalongkorn mehr oder weniger als sein Geschöpf. Er ist in englischen Anschauungen erzogen, spricht als einzige Cultursprache die englische und bewegt sich wesentlich in englischen Ideenkreisen. Frankreich dagegen möchte dem Könige Tschulalongkorn begreiflich machen, daß sein eigenes Heil und das seines Landes nirgends besser aufgehoben sei, als in dem Schutze der französischen Freundschaft. Die absolute Uneigennützigkeit der französischen und die Perfidie der englischen Politik bilden daher das von der Pariser Presse mit Bezug auf den siamesischen Herrscher mit Vorliebe variirte Thema. Für Frankreich hätte die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Siam großen Werth, da seine Handlungsfreiheit in Ostasien infolge dessen erheblich gewinnen würde. Siam ist seit dem Jahre 1850 durch England zahlreicher wichtiger Gebiete beraubt worden und sucht sich nun für das im Westen Verlorene durch Ausdehnung nach Osten, also nach der französischen Interessensphäre, zu entschädigen. Wenigstens wird der siamesischen Politik von französischer Seite der Vorwurf gemacht, daß sie gegen Frankreich rücksichtslos und aggressiv vorgehe, obwohl Frankreich nichts sehnlicher wünsche, als mit Siam in Frieden und Freundschaft zu leben. König Tschulalongkorn befindet sich zwischen der Rivalität der Westmächte in einer schwierigen Lage, und er müßte kein orientalischer Herrscher sein, wenn er einer unbequemen offenen Entscheidung nicht durch alle möglichen diplomatischen Kunstgriffe aus dem Wege zu gehen sich bemühte. Einstweilen bietet ihm der Zweck seiner Europareise ein sehr brauchbares Argument, indem er sich darauf berufen kann, daß politische Intensionen seinem Besuche unseres Welttheils völlig fern liegen und er nur darauf ausgehe, mit Hilfe der europäischen Civilisation die mannigfachen Hilfsquellen seines Landes zu entwickeln. In der That eröffnen sich für capitalskräftige und über die nöthigen technischen Behilfen verfügende Unternehmer in Siam sehr verlockende Aussichten. In England möchte man natürlich den Rahm allein abschöpfen, das scheint indessen nicht dem Wunsche des siamesischen Herrschers zu entsprechen, er vielmehr vorzuziehen, das Terrain dem internationalen Wettbewerb möglichst freizuhalten.

Die günstige Wendung der **griechisch-türkischen Friedensverhandlungen** scheint, soweit die Mächte in Betracht kommen, wirklich eine entscheidende zu sein. Wie gemeldet, sollen sich Deutschland und England über die Fassung der bisher zwischen ihnen streitigen Puncte, nämlich die Artikel 2 und 6 des Präliminar-Entwurfes, geeinigt und die Botschafter die Pforte von der vollen Einmüthigkeit aller Mächte mit dem Ersuchen verständigt haben, eine Sitzung zu bestimmen, in welcher die Präliminarien unterzeichnet werden sollen. Die Fassung der Artikel 2 und 6 setzt die Kriegsentschädigung definitiv auf 4 Millionen Pfund fest und stipulirt die Einsetzung eines europäischen Ausschusses in Athen, welche mittels Gesetzes durch die griechische Kammer beschlossen und dem die Aufsicht über die zur Verzinsung der Kriegsentschädigungs-Anleihe und der anderen öffentlichen Schulden bestimmten Einkünfte übertragen werden soll. Sobald dieser internationale Ausschuß die Bedingungen zur Auflegung der Kriegsentschädigungs-Anleihe als gegeben erachtet, hört der Kriegszustand auf, und die Türkei hat binnen Monatsfrist die Räumung von Thessalien zu beginnen. Auf Wunsch jener beiden Mächte hat Rußland diese Fassung den übrigen zur Annahme empfohlen und diese haben ihre Zustimmung erklärt. Immerhin würde es voreilig sein, anzunehmen, daß der Friedensschluß nun thatsächlich alsbald erfolgen wird, denn noch ist die Zustimmung Griechenlands und der Pforte zu dem Vertrage einzuholen und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß von beiden Seiten neue Schwierigkeiten erhoben werden. Die Frage übrigens, welche Quote Griechenland für seine auswärtigen alten Schulden zu zahlen hat, wird in den Friedenspräliminarien nicht erledigt werden können. Wie verlautet, werden die Großmächte es vielmehr den sechs von ihnen zur Finanzüberwachung ernannten Vertretern überlassen, nach Kenntnißnahme vom Finanzzustande Griechenlands die Einzelheiten der Schuldregulirung und namentlich die Zinsquoten und Amortisationen zu bestimmen. Daß Griechenland bei diesen Verhandlungen nur eine berathende Stimme hat, wird als sicher betrachtet, seine Interessen erscheinen durch die Unparteilichkeit der Großmächte und die Thatsache, daß drei derselben an der Ordnung der alten Schulden direct nicht betheiligt sind, als vollkommen gewahrt.

Erst hieß es, bei dem **Blutbad von Hazleton** seien nur Polen und Ungarn getödtet, resp. verwundet worden, wie uns aber heute gemeldet wird, behaupten zwei der ausständigen Arbeiter, auf welche der Hilfs-Sheriff schießen ließ, deutsche Unterthanen zu sein. Bestätigt sich dies, so wird die deutsche Reichsregierung jedenfalls nicht zögern, in Washington Reclamationen zu erheben und ev. Schadenersatzansprüche anzumelden. Ein Agent des österreichisch-ungarischen Consulats ist damit beschäftigt, die Aussagen der Ausständigen über den Thatbestand aufzunehmen. Nach den bisher vorliegenden Berichten scheint es, daß 750 unbewaffnete Streikende von Hazleton nach Latimer marschirten, um die dort arbeitenden Leute zu bewegen, ebenfalls die Arbeit niederzulegen. In der Nähe der Kohlengrube trafen sie auf den Sheriff Martin mit 90 — nach einer anderen Angabe 102 — bewaffneten Bürgern, welche seine polizeiliche Begleitung bildeten. Der Sheriff befahl den Streikenden, Halt zu machen, was dieselben auch thaten, und rief ihnen dann zu, sich zu zerstreuen. Die Führer der Leute machten dagegen Einwendungen, allein der Sheriff beharrte auf seinem Befehl, und da seine Worte keinen Eindruck hervorzurufen schienen, so verlas er die Aufruhracte. Die wenigsten von den Streikenden verstanden Englisch und umringten den Sheriff, um zu erfahren, was er von ihnen verlange. Sie versichern auf das Bestimmteste, daß sie denselben in keiner Weise verletzt haben. Der Sheriff drängte sich jedoch durch die Menge und gab seinen Leuten Befehl, in kurzer Entfernung eine Salve auf die Masse der Streikenden abzugeben. Dutzende derselben fielen und die Uebrigen flohen. Trotzdem ließ der Beamte seine Leute noch eine Salve auf die Streikenden abfeuern. Der Sheriff behauptet, daß er angegriffen worden sei und daß die fremden Arbeiter verzweifelte Charaktere gewesen seien, die wenig Respect für Menschenleben hätten. Uebrigens sei die erste Salve über die Köpfe der Streikenden hinweg abgegeben worden. Damit stimmt nun allerdings nicht die Thatsache, daß so viele Leute schon bei dem ersten Schießen fielen. Als Erklärung für die Kopflosigkeit des Sheriffs und seiner Leute ist wohl nur die Angst anzusehen. Der Präsident der St. George-Gesellschaft, welcher die meisten Getödteten angehören, hat Haftbefehle gegen den Sheriff und 102 deputies, welche an der Schießerei theilgenommen haben sollen, erwirkt. Unter den Letzteren befindet sich eine Anzahl hervorragender Bürger von Hazleton.

Feuilleton.

Götzendienst.

10] Roman in zwei Theilen von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

Ein langer Seufzer, ein leises Stöhnen scholl aus dem Nebenzimmer herüber. Erschrocken brach Georgette ab und lauschte mit verhaltenem Athem.

„Camilla?" rief sie dann fragend.

Mittlerweile jedoch war es vollständig finster geworden. Georgette zündete eine Lampe an, und während dieser Beschäftigung trat Camilla aus dem Schlafzimmer der Schwestern in das Atelier. Die Strahlen der Lampe fielen voll auf ihr Gesicht und ließen es doppelt bleich und geisterhaft hervortreten. Groß und leuchtend schimmerten die hübschen dunklen Augen, und die langen, kastanienbraunen Haare, die ihr aufgelöst über die Schultern hingen, umflossen in weichen und zärtlichen Wellen ihre schöne, schlanke Gestalt.

„Wo ist die Mutter?" fragte sie tonlos, wie geistesabwesend. Die beiden Schwestern aber starrten sie erschreckt an, als wäre sie ihnen gegenüber eine Fremde.

„Die Mutter eilte ins Geschäft", antwortete Georgette dann und besah dabei prüfend Camilla von oben bis unten, „hat sie Dir das nicht gesagt?"

„O ja — o doch!" murmelte Camilla stockend, als müßte sie sich erst darauf besinnen.

„Was ist Dir, Camilla?" fragte nun auch Manon, „fühlst Du Dich nicht wohl?"

„O doch — mir fehlt nichts."

„Aber, mein Gott, Du siehst ja aus wie ein Gespenst; es muß unbedingt ein Arzt geholt werden."

Camilla versuchte ein Lächeln; aber ihre Mienen sahen dabei so trüb und gezwungen aus, daß sich die Schwestern überrascht ansahen. Ihre Blicke begegneten sich und schienen beide zu sagen: Das arme Ding! Ist sie närrisch geworden? Ganz lieblos waren diese Blicke nicht zu nennen, aber es lag doch so viel Kälte und Gleichgiltigkeit darin, daß man überzeugt sein durfte, Camilla war ihnen mehr ein Gegenstand der Verwunderung und Neugier, als der schwesterlich-liebevollen Theilnahme.

„Ich brauche keinen Arzt", sagte Camilla, und nach einer Pause fragte sie stockend: „Ist kein Brief für mich abgegeben worden?"

„Nein", antwortete Georgette und fragte zugleich überrascht: „Von wem erwartest Du Briefe?"

„Hm — es fuhr mir gerade durch den Sinn."

„Du solltest Dich schlafen legen, Camilla."

„Du hast Recht, Georgette, ich werde zur Ruhe gehen."

Es war ihr offenbar lieb, sich wieder zurückziehen zu können. Die Blicke ihrer Schwestern ruhten so verwundert und forschend auf ihr, daß ihr diese unausgesetzte Beobachtung geradezu peinlich wurde. Rath und Hilfe konnte sie von Beiden ebenso wenig erwarten, daher drehte sie sich denn kurz um und schritt auf die Thür zu. Aber ehe sie das Zimmer verließ, bat sie noch einmal:

„Wenn ein Brief für mich abgegeben wird, bringe mir ihn gleich, Georgette — willst Du?"

„Natürlich!"

„Und wenn ich auch schlafen sollte, wecke mich nur — willst Du? Es ist ein wichtiger Brief."

„Schon gut. Ich bringe ihn, sobald er kommt."

„Gute Nacht!"

Die beiden älteren Schwestern blieben allein im Atelier zurück und sahen sich fragend an. Georgette deutete dann mit dem Zeigefinger nach der Stirn; Manon zuckte die Schultern.

„Seit wann ist sie so?" fragte Manon leise.

„Ich weiß nicht; auch mir fällt sie zum ersten Mal auf. Mama meint, es wäre die Geschichte mit dem Grafen Victor. Sie hat es sich ja immer in den Kopf gesetzt, er würde sie heirathen."

„Ah — und von dem erwartet sie den ersehnten Brief?"

„Das arme Kind; es wird ihm natürlich zu viel sein, ihr zu schreiben."

„Wie einfältig! Ich wollte ihm schon — —"

In dem Schlafzimmer, in das Camilla eingetreten war, stand in einer Wandnische ein kleines, aus Elfenbein kunstvoll geschnitztes Muttergottesbild. Unter diesem Bilde sank sie in die Knie und streckte flehentlich die weißen, gefalteten Hände zu ihm empor.

„Du siehst mein Herz, das Niemand verstehen will, erbarme Du Dich meiner! Ich bin auf der Welt so allein, so mutterseelenallein, daß ich nicht verlassener sein kann, wenn ich unter der Erde liege. Hilf mir, Maria! Du hast mir diese Liebe ins Herz gelegt, die mich verzehrt mit ruheloser Qual. Du weißt, ich will — ich kann nicht leben ohne ihn, den Einzigen. Und wenn ich ihn nicht haben soll, wenn die Welt ihn mir entreißt mit ihrem ekelhaften Götzendienst, so nimm Du mich zu Dir, heilige Maria!"

Dann erstarben ihr die Worte im Munde, nur ein leises Schluchzen rang sich hin und wieder aus der bekümmerten, hoffnungslosen Brust, das deutlich genug für die Innerlichkeit und die Tiefe ihres Schmerzes Zeugniß ablegte.

„Was soll ich noch hier — ohne ihn?" murmelte sie dann schmerzverloren weiter. „Die Welt ist so klug, so witzig und so gefühllos — ich mag sie nicht. Du weißt, wie er mir Stück um Stück meines Herzens fortgeschmeichelt, und nun geht er selbst fort, um vielleicht einer Andern dasselbe zu sagen, was er mir gesagt hat. Und ich glaubte an ihn, ich glaubte so fest an ihn — o heilige Maria, Du weißt, wie sehr — und nun verläßt er mich, um des — Geldes willen. Schmerzensmutter, Du kennst mein Leid und meinen Jammer, so hilf Du mir, Du Gnadenreiche!"

Dann legte sich Camilla angekleidet aufs Bett. Allerlei gaukelnde Bilder der Hoffnung erfüllten sie, allerlei Auswege suchte ihre bedrängte Seele. Vielleicht hatte er ihren Brief nicht einmal bekommen, vielleicht kam am andern Tage noch eine Nachricht von ihm. In jedem Falle blieb ihr immer noch ein Tag Zeit, konnte sie selbst morgen zu ihm gehen, auch wenn er nicht schrieb, um ihn zum letzten Mal zu fragen, ob sie betrogen sei oder nicht. Noch einen Tag!

Schließlich fiel sie, ermattet von Grübeleien und Schmerzensausbrüchen, in einen unruhigen Schlummer.

VIII.

Monte Carlo ist keine große Stadt; selbst das unbedeutendste Ereigniß spricht sich herum im Handumdrehen und namentlich unter den Fremden, die den ganzen Tag im beschaulichsten Müßiggang verbringen und die den Verkehr von Hotel zu Hotel, auf die Promenade oder im Casino immer leicht und sicher zu bewerkstelligen wissen. So kam es auch, daß am anderen Tage, dem Tage des großen officiellen Diners bei Don Gracias de Melida, schon in den Vormittagsstunden eine gewisse Aufregung allerorts zu bemerken war. Die Hoteldiener liefen mit Schachteln, Packeten und zahlreichen Blumenbouquets hin und her, die Putzmacherinnen und Probirmamsells hatten schwere Stunden, um den Launen ihrer vornehmen Auftraggeber, die beim Diner in möglichst auffallender Toilette glänzen wollten, vollauf gerecht zu werden. Auf den Straßen und namentlich vor dem „Hotel de France", wo ganze Wagenladungen voll der seltensten und theuersten Pflanzen und Blumen zur Ausschmückung des Vestibuls, der Treppen, des Corridors und des Saales abgeladen wurden, standen die Neugierigen in Haufen, um das Ereigniß zu besprechen und je nach Witz und Laune zu glossiren. Glücklich aber schätzten sich Diejenigen, die von Herrn Delorme, dem Secretair des Weizenkönigs, mit einer Einladung bedacht worden waren und die Zeugen sein sollten von all der Pracht und Großartigkeit, die in den Räumen des „Hotel de France" entfaltet werden würde.

Graf Victor erhob sich, seiner Gewohnheit gemäß, gegen Mittag von seinem Lager; er frühstückte eine Kleinigkeit im Hotel und ging dann aus, um einen kurzen Spaziergang zu machen und einige Zeitungen zu lesen. Aber an diesem Morgen wurde dieses harmlose Programm in fast unliebsamer Weise unterbrochen, denn gleich, als er den kleinen Vorgarten des Hotels durchschritt, trat ihm eine dicht verschleierte Dame in den Weg.

„Herr Graf!" rief sie ihn mit einer weichen, discreten Stimme an.

Ueberrascht blieb Graf Victor stehen und sah die Dame prüfend an.

„Camilla!" rief er staunend aus.

„Sie haben mir auf meinen gestrigen Brief nicht geantwortet, obwohl Sie sich selbst sagen mußten, daß ich Ihre Antwort wie eine Heilsbotschaft erwarten würde", fuhr Camilla mit sanfter, vorwurfsvoller Stimme fort.

„Mein Gott", entschuldigte er sich, „das ist ein ungewollter, unglücklicher Zufall. Und ich wollte doch wahrhaftig bestimmt schreiben! Aber gestern Abend ließ mir die Toilette zur Abendgesellschaft bei Madame de Lery nicht Zeit und heute bin ich ebenso wenig dazu gekommen. Eben wollte ich nun nach dem Kaffeehause gehen, um Dir von dort einige Zeilen zu senden."

Er log und er wußte es selbst, daß er eine Lüge aussprach, deshalb auch klang seine Stimme etwas unsicher. Ueberdies war ihm die ganze Begegnung höchst unlieb. Gestern Abend freilich hatte er sich mit der bestimmten Absicht getragen, Camilla zu schreiben; aber eine kurze und ebenso entschlossene Ueberlegung heute Morgen hatte es ihn „einfacher" finden lassen, überhaupt nicht zu schreiben, die Antwort eben — zu vergessen. Was hätte er dem Mädchen auch mittheilen sollen? Dafür war der Entschluß in ihm zur Reife gelangt, über kurz oder lang mit Camilla's Mutter zu reden und diese zu bestimmen, jede unüberlegte Handlung Camilla's zu hintertreiben, die sie in ihrer Exaltation nur